

Baukultur als Standort- und Wirtschaftsfaktor

Von Professor Jörn Walter, Freie und Hansestadt Hamburg



Städtebau und Architektur als dreidimensionaler Ausdruck unserer Kultur waren schon immer ein Imagefaktor für unsere Städte - selbstredend in der kulturellen Bedeutung eines Standortes, aber eben auch vielfach in seiner politischen, ökonomischen und manchmal auch militärischen Bedeutung. Uns allen sind die historischen Stadtbilder berühmter Städte wie Athen, Rom, Florenz, aber auch der von New York oder Brasilia im Kopf, vor allem aber unsere eigenen Städte in Europa, aus denen wir kommen. Weder wir noch die breite Mehrheit der Bevölkerung hegen irgendeinen Zweifel an der Bedeutung der Baukultur für die Identität des Standortes und seiner wirtschaftlichen Ausstrahlungskraft.

Obwohl aber gerade wir Architekten und Planer von dieser Bedeutung mehr als überzeugt sind, bleibt die Frage, warum uns soviel Hässliches umgibt und immer wieder neu entsteht, warum der Kultur des Bauens zwar gern gehuldigt, häufiger aber doch mit Argumenten „es muss sich rechnen“, „es muss funktional sein“, „ich baue nicht für die Allgemeinheit, sondern für mich selbst“ vernachlässigt wird. Und immer wieder stellt sich die Frage, warum es eigentlich Bauherren - private wie öffentliche - gibt, die unter völlig gleichen Rahmenbedingungen Wert auf Architektur und deren städtebauliche Integration legen, und andere, denen das nicht nur egal ist, sondern geradezu befremdlich und widersinnig erscheint (1).

Es hat sicherlich mit dem Problem zu tun, dass der Mehrwert aus Kunst und Emotion im System von Kosten und Ertrag nur schwer messbar ist und sich nicht immer bezogen auf ein einzelnes Bauprojekt „auszahlt“. Diese Erfahrung sitzt tief und hat im allgemeinen Bewusstsein zu einer weitgehend akzeptierten Unterscheidung von profanen und repräsentativen Bauaufgaben geführt. Im Kern geht es um den in Architektur und Städtebau letztlich unaufgelösten Widerspruch zwischen ökonomisch-sozialen, technisch-ökologischen und künstlerisch-gestalterischen Anforderungen. Wenn wir ehrlich sind, existieren die Welten meist immer noch nebeneinander - auch wenn uns eine Reihe von Beispielen das Gegenteil lehren. Aber gerade diese Fälle - die alle 3 Aspekte zusammenbringen - sind es, die uns nicht nur vermuten lassen, sondern auch unsere feste Überzeugung begründen, durch Baukultur entsteht ein Mehrwert auch für den Wirtschaftsstandort. Das muss die zentrale Botschaft dieser Konferenz sein und ich werde darauf zurückkommen.

Die Kunst- und Kulturwissenschaften auf der einen und die Stadtforschung auf der anderen Seite haben sich bisher wenig mit den wechselseitigen Interdependenzen zwischen der „Produktion“ von Kultur und der „Produktion“ von Stadt beschäftigt (2). Es gibt auf der einen Seite die kunsthistorischen Herleitungen unserer Stadtbilder und auf der anderen Seite die vornehmlich ökonomischen und sozialen, aber auch die militärischen, religiösen und politischen.

Sharon Zukin weist insoweit treffend darauf hin, man habe bisher übersehen, dass die „Interdependenz materieller und symbolischer Prozesse in der urbanen Ökonomie der Symbole (...) nicht nur auf dem Produktionsmodus, sondern auch auf ästhetischen Modi der Imagination, Visualisierung und Darstellung“ basiere (3). Damit rückt neben der eher sachlichen und objektiveren Sicht wieder mehr die emotionale und subjektivere Sicht in den Fokus der Betrachtung, also die Frage, wie unsere Lebensumwelt wahrgenommen und angeeignet wird.

Meine erste wesentliche These ist, dass die Bedeutung der subjektiven Wahrnehmung und damit die Bedeutung der Symbole für die Ökonomie und Standorte durch die Medialisierung unserer Gesellschaft sprunghaft zugenommen hat. Die Macht der Bilder steht natürlich in einem untrennbaren Zusammenhang zur baukulturellen Realität, beeinflusst diese aber zugleich maßgeblich und stellt sich als gewissermaßen eigenständiger Faktor neben die ökonomische und soziale Realität in unseren Städten und in der Architektur. Zunächst möchte ich diesbezüglich auf den Effekt der Musealisierung im Kontext unser historischen Stadtbilder eingehen um mich dann einigen Phänomenen der Ästhetisierung durch Neue Architektur zuzuwenden. Beide tragen maßgeblich zum Bedeutungsgewinn der Baukultur als Standort- und Wirtschaftsfaktor bei. Inwieweit sie das Wesen unserer inhaltlichen Ambitionen aus dem Blickwinkel einer europäischen Stadtbaukultur abbilden, soll zum Schluss angesprochen werden.

Das historische Stadtbild und die Folgen der Musealisierung

Die Basis für die kulturelle wie ökonomische Identitätsbildung ist nach wie vor das historische Stadtbild unserer Städte. Erich Kästner beschreibt die lebenslange Prägung, die er durch seine Heimatstadt erfahren hat, in seinen Jugenderinnerungen: „Wenn es zutreffen sollte, dass ich nicht nur weiß, was schlimm und hässlich, sondern auch, was schön ist, so verdanke ich diese Gabe dem Glück, in Dresden aufgewachsen zu sein. Ich musste, was schön sei, nicht erst aus Büchern lernen. Nicht auf der Schule und nicht auf der Universität. Ich durfte die Schönheit einatmen wie Försterkinder die Waldluft“ (4). Es geht hier um die originäre Kraft der Baukultur und der schönen Künste, die viele unserer europäischen Städte auszeichnet, und die nach wie vor wirkt.

Allerdings verfügen - auch in Europa - nur noch wenige Städte über ein unversehrtes Stadtbild auf der gesamtstädtischen Ebene. Kriegszerstörungen und das rasante Stadtwachstum insbesondere in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erlauben kaum noch zusammenhängende Stadtansichten, wie man sie bis zur Gründerzeit im ausgehenden 19. Jahrhundert kannte. „Motive der Erkennbarkeit sind in ihrer Fernwirkung vielfach bildlich nicht mehr erfahrbar (...), sondern in der Masse des Stadtganzen verborgen“ (5). An die Stelle von Gesamtansichten - Außenansichten - sind historische Einzelperspektiven auf bestimmte Gebäudeensembles - Innenansichten - getreten, denen aber die gleiche Bedeutung zukommt, wie vormals den Gesamtansichten: Als verfestigte „Stadtbilder“ sind sie auch heute noch wesentliche Fixative für die Baukultur als Standort- und Wirtschaftsfaktor der Städte,

ja, haben durch die Möglichkeiten der unbegrenzten Verbreitung durch die Medien zweifelsohne sogar an Bedeutung gewonnen.

Neu ist im Informationszeitalter aber, dass sie durch Medialisierung eine sich vom ursprünglichen Gegenstand lösende Ästhetisierung und Musealisierung erfahren. Die scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten virtueller Darstellung führen zu einer tendenziellen Abkopplung des positiv besetzten Bildes von den realen Gegenständen und ihren Inhalten. Das mediale Bild gewinnt an Bedeutung und Macht gegenüber dem realen Bild, unmerklich löst es sich von diesem. Das ist die kommunikative Basis auf der Wahrnehmungs- und Aneignungsebene für die Rückwirkung der medial erzeugten ästhetisierten historischen Bilder auf das reale Baugeschehen: die Lust an der Rekonstruktion der - und meist eben nur der - Fassade einer längst untergegangenen Zeit, ob nun in Form der Schlossrekonstruktionen ohne Schlossbedarf in Deutschland, oder der historischen Stadtzentren ohne ihre Inhalte, oder gar des Neubaus ganzer Siedlungen und Stadtquartiere im Kleid eines historischen Potpourris der Baukunst.

Insoweit muss konstatiert werden, dass die Bedeutung des tatsächlichen baukulturellen Erbes vor dem Hintergrund der Medialisierung gegenüber dem fiktiven Erbe als Standort- und Wirtschaftsfaktor an Bedeutung verliert. Und tatsächlich ist nach meinem Eindruck festzustellen, dass der Einfluss der Denkmalpflege gegenüber den siebziger und achtziger Jahren vielerorts wieder abgenommen hat. Dem muss entschieden entgegengetreten werden und es ist höchste Pflicht der bauschaffenden Berufsstände in unseren Städten, den Wert des Originals zu verteidigen anstatt durch auf die Oberfläche fixierte Rekonstruktionen des nie dagewesenen zu entwerten.

Das neue Stadtbild und die Folgen der Ästhetisierung

Insgesamt kann seit den 80er Jahren aber auch eine deutliche Aufwertung der Rolle Neuer Architektur und Stadtbaukunst in der Öffentlichkeit festgestellt werden. Eine wohl noch nie dagewesene Zahl an Publikationen, Ausstellungen und Debatten über Architektur und Städtebau kennzeichnet die Situation und kann summa summarum als Erfolgsgeschichte bewertet werden - auch wenn zumindest in der bundesrepublikanischen Diskussion (z.B. im Baukulturbericht oder den Fachzeitschriften) immer wieder eine weitere Intensivierung der Berichterstattung angemahnt wird. Aus meiner Sicht jedenfalls hat die Präsenz architektonischer und städtebaulicher Themen in der Öffentlichkeit deutlich zugenommen.

Auf der städtebaulichen Ebene haben zahlreiche Großereignisse dazu beigetragen wie die grands projets in Paris, die Olympiade in Barcelona, die Internationalen

Bauausstellungen in Berlin und dem Ruhrgebiet, die Planungen für die neue Hauptstadt in Berlin, die großen städtebaulichen Konversionen insbesondere in ehemaligen Hafengebieten (z.B. auch die HafenCity in Hamburg), die offensive Architektur- und Architekturzentrumspolitik in Finnland und den Niederlanden, jüngst aber vor allem das explosionsartige Wachstum in China und dem arabischen Raum mit städtebaulichen Projekten wie aus „Tausend und einer Nacht“. Die Medienwelt hat diese Großereignisse dankbar aufgegriffen und die symbolische Aufladung der Städte mit Architektur, spektakulärem Ingenieurbau und und großen städtebaulichen Projekten zu einem festen Bestandteil der „Erlebnisgesellschaft“ gemacht.

Die „Erlebnisgesellschaft“ fordert selbstredend auch „Erlebnisse“. Und im Zeitalter der Globalisierung, einer weltweiten Informationsverfügbarkeit in Echtzeit und einem damit einhergehenden weltweiten Wettbewerb der Städte und ihrer Architektur untereinander ist es ab einem bestimmten Zeitpunkt gar nicht mehr so einfach, „Erlebnisse“ oder „Ereignisse“ zu schaffen, die die mediale Aufmerksamkeit noch auf sich zu ziehen vermögen. Hier liegt die Ursache, warum die „Architektur als Sensation“ (6) einen solchen Aufschwung genommen hat, auch wenn gerade bei diesem Typus die Gesetze der Funktionalität und Wirtschaftlichkeit geradezu außer Kraft gesetzt zu sein scheinen.

Ja, manchmal beschleicht einen - entgegen dem allgemeinen Lamento gegen die international austauschbare und „billige“ Investorenarchitektur - das Gefühl, desto unsinniger die Konstruktion und desto höher die Kosten sind, desto wahrscheinlicher ist das Projekt. Womöglich bedingen aber beide Strömungen einander, und zumindest bei kulturellen und wirtschaftlichen Schlüsselprojekten gewinnt die Frage der Wiedererkennbarkeit durch eine notwendige symbolische Aufladung ganz unabweisbar an Bedeutung.

Dies gilt im übrigen in einem gewissen Maße unabhängig von der Wahl des architektonischen Stiles, also unabhängig von der Frage, ob es sich z.B. um einen Bau des Dekonstruktivismus, des Retro-Designs, der Neuen Einfachheit o.ä. handelt. Allerdings bleibt es schwieriger mit „Neuer Einfachheit“ zu reüssieren als mit der wilden Formensprache des „Supermoderism“ oder einer repräsentativ-monumentalen „Retroarchitektur“.

Betrachtet man diese Projekte zunächst unter dem Gesichtspunkt ihrer Wirkung auf Standort und die Wirtschaft, so muss man uneingeschränkt zugestehen, dass sie meist eine hohe mediale Wirkung erzielen und damit in der Regel wohl positive Folgen auf den Städtetourismus, die Markenkennung und Identifizierbarkeit der Orte haben. Bezogen auf die Kosten-Nutzen-Relation der einzelnen Objekte kann man sicherlich viele Fragezeichen machen, aber letztlich beschreiben wir damit auch in diesen Fällen nur das allgemeine und häufige Problem, dass der Wert von Investitionen in Architektur und Baukultur in Euro oder Dollar nur schwer messbar ist.

Bezogen auf Dauer und Nachhaltigkeit dieser Wirkung gibt es sicherlich große Unterschiede zwischen den einzelnen Projekten, generell dürften sich die Beschleunigungseffekte der Mediengesellschaft aber eher nachteilig auswirken. Dennoch werden aus der dynamischen Periode, die wir z.Zt. erleben, einige Projekte

hervorgehen, die auf Grund Ihrer Qualität oder architektonischen Besonderheit auch sehr langfristige positive Wirkungen erzielen. Schließlich dürfen wir nicht vergessen, dass selbst reinste „Eventbauten“ wie der Dresdner Zwinger über mehr als 100 Jahre in Vergessenheit gerieten und heute zu den wertvollsten Inkunablen der Barockarchitektur zählen.

Damit sind wir bei den Qualitäten dieser Bauwerke, über die gesprochen werden muss, wenn die Rolle der „Baukultur“ als Standort- und Wirtschaftsfaktor beurteilt werden soll. Schaut man nach Las Vegas, den Arabischen Raum oder China, darf man aus einer europäischen Sicht sicherlich bei vielen Projekten berechnete Zweifel an der künstlerischen Qualität haben. Man kann diese wiederum vielen Projekten aber auch nicht absprechen, und dies verdichtet sich m.E., wenn man über Nordamerika und Japan nach Europa kommt. Vornehmlich bei den Bauten für die Kultur oder den Sport ist anzuerkennen, dass sie oftmals von herausragender architektonischer Qualität sind und insoweit auch als inszenierte „Architekturen der Sensation“ höchsten baukulturellen Ansprüchen genügen und als bestmöglichstes Investment in Standort und Wirtschaft einer Stadt gelten können. Als Beispiel in diesem positiven Sinne sei die neue Elbphilharmonie hier in Hamburg angesprochen, ein Projekt, das mit höchsten inhaltlich-musikalischen und baukulturellen Ansprüchen bewusst zugleich zu einem neuen Wahrzeichen für die HafenCity, Hamburg und die ganze Metropolregion werden soll. Die mediale Wirksamkeit wurde erreicht und hat wesentlich zum Zustandekommen des Projektes beigetragen.

Der durch die Medialisierung bewirkte „Starbedarf“ hat aber nicht nur auf die Projekte der Baukunst übergegriffen, sondern auch auf die Personen und Akteure des Geschehens - was uns aus Film, Musik und Theater nicht wirklich neu ist. Sieht man von den Fachzeitschriften ab, so gibt es kaum noch Berichterstattung über Architektur, die nicht von „Stararchitekten“ stammt. Der Begriff - so problematisch er auch sein mag - beschreibt ein reales Phänomen, das im Hinblick auf die Rolle von Baukultur als Standort- und Wirtschaftsfaktor von Relevanz ist. Tatsächlich hat sich in der Gruppe der Architekten ein Kreis abgekoppelt, der sich im Zuge der allgemeinen Tendenz zur Ästhetisierung als „Spezialisten der symbolischen Produktion“ eine international wirksame Meinungsführerschaft erobert hat. Im Ingenieurwesen ist das nach meinem Eindruck bislang eher auf Ausnahmereisnerungen begrenzt, in der Landschaftsarchitektur und im Städtebau kaum der Fall.

In der Fachwelt wird der Kult um die „Starliga-Architekten“ aus vielerlei Gründen eher kritisch verfolgt (Überschätzung, Exklusionswirkung, Allüren usw.), die nicht unberechtigt sind. Dennoch sei im hier behandelten Kontext eher einmal die positive Wirkung hervorgehoben, die der „Stararchitekt“ für die Baukultur im medialen Zeitalter auslösen kann: Er ist im professionell besetzten Umfeld aus ökonomischer Rentabilität, technischer Komplexität und gesetzlichen Vorschriften vermutlich oftmals der Einzige, der sie alle zusammen durch eine architektonisch-gestalterische Vision noch aushebeln kann (7). Mit anderen Worten: Noch architektonische Erfindungen platzieren kann, in die sich alle anderen einfügen müssen, wenn sie ihn und sein Produkt haben wollen.

Ob man Gehry, Hadid, Herzog&deMeuron, Koolhaas, Meier, Foster u.v.a.m nun mag oder nicht, es kann nicht bezweifelt werden, dass sie der Baukultur in einem ökonomistischen und schnelllebigen Umfeld neue Perspektiven geöffnet haben. Licht- und Schattenseiten liegen also eng beieinander, wenn es um wirkliche „Stars“ geht. Nicht gemeint ist hier nämlich jener wachsende Typ von „Shooting Stars“(8), die im Informationszeitalter nur für schnelle Stimmungsbilder sorgen, die dann doch völlig inhaltsleer bleiben. Nein, die richtigen „Stars“ der Architektur können und könnten - wie in der Vergangenheit - viel bewirken, wenn sie ihr mediales Kapital nicht nur für sich, sondern für die Pflege der Baukultur im Allgemeinen einsetzen würden.

Die ausgestellte und die europäische Stadt

Kommen wir nach der Beschreibung der durch die Medialisierung ausgelösten neuen Tendenzen zur Musealisierung und Ästhetisierung zurück zu unserer Ausgangsfrage: Die Bedeutung der „Baukultur als Standort- und Wirtschaftsfaktor“?

Zusammenfassend konnten wir einerseits feststellen, dass imaginative, emotionale und symbolische Prozesse im Zeitalter Globalisierung und Medialisierung eine Bedeutung als Standort- und Wirtschaftsfaktor erreicht haben, wie wohl niemals oder zumindest selten zuvor. Soweit, so gut. Zum anderen aber auch, dass diesen Prozessen im Hinblick auf ihren baukulturellen Inhalt die Tendenz anhaftet, am äußeren Erscheinungsbild, an der Oberfläche, an der Fassade stehenzubleiben. Kommt es also nur noch darauf an, die richtige „Bildregie“ zu führen, wie Werner Sewing (8) es treffend auf einen Begriff gebracht hat? Kommt es zur nur noch „Ausgestellten Stadt“, wie Michael Müller und Franz Dröge (10) vorhersagen? Wollen wir das? - und - Können wir das wollen?

Ich meine: Nein! Werner Sewing hat das darin verborgene Problem treffend geschildert: „Der Erfolg dieser Architekturpolitik (liegt) vor allem (...) darin, soziale Komplexität auf räumliche Arrangements zu reduzieren, auf Images und Bilder. Dieser synthetische, stilisierende und gestaltende Zugriff der Architektur ist damit gegenüber dem analytischen Zugang der Sozialwissenschaften unterkomplex: eben darin liegt die Erfolgsbedingung für die Durchsetzung professioneller Kompetenz in der Produktion des gebauten Raumes. Gleichwohl birgt dieser Erfolg die Gefahr, dass das schließlich gebaute Bild an der Wiederkehr der verdrängten sozialen Komplexität (...) scheitert.“ (11).

Kommt man also wieder auf das Eingangszitat von Sharon Zukin zurück, wonach die *Ökonomie der Symbole* als Standort- und Wirtschaftsfaktor zu lange unterschätzt wurde, so verweist uns Sewing darauf, dass wir sie *nicht überschätzen* sollten, *wenn die Gefahr droht, dass sie sich allzu weit von den sozialen, - und ich will hier erweitern - ökonomischen, technologischen und ökologischen Realitäten entfernen.* Diese Auffassung teile ich voll und ganz und es ist meine *zweite wesentliche These in diesem Vortrag.* Es geht also nicht nur um die Frage, ob Baukultur ein Standort- und Wirtschaftsfaktor ist, sondern auch darum, mit welcher Baukultur wir ein Standort- und Wirtschaftsfaktor sein wollen?

Ich glaube nach meinen Erfahrungen mit Kollegen aus dem außereuropäischen Ausland sagen zu können, dass es gerade der Zusammenhang zwischen den künstlerisch-gestalterischen, ökonomisch-sozialen und technisch-ökologischen Faktoren ist, der sie - trotz sehr viel größerer Planungs- und Bauvorhaben in ihren Ländern selbst - nach wie vor an Europa interessiert und fasziniert. Wenn wir also eine spezifisch europäische Baukulturpolitik als Standort- und Wirtschaftsfaktor haben und exportieren wollen, dann liegt der Schlüssel in jenen Projekten des Städtebaues, der Architektur, der Landschaftsarchitektur und des Ingenieurwesens, die eine hochwertige Gestaltung mit sozialer Brauchbarkeit, geringem Ressourcenverbrauch, minimierter Umweltbeeinträchtigung und Wirtschaftlichkeit auf der Investitions- und Betriebskostenebene verbinden.

Vielleicht klingt so eine Schlussfolgerung etwas antiquiert, vielleicht auch etwas banal oder zu kompliziert. Im Kern geht es aber darum, mit welchen Wertvorstellungen wir den Erscheinungen der Zeit begegnen,

ob mit Entwicklungsbeschleunigern, wie Rem Koolhaas postuliert: „(Wir müssen) uns trauen, extrem unkritisch zu sein; vieles hinunterschlucken und nach allen Seiten Vergebung gewähren. Die Gewissheit des Scheiterns muss unser Lachgas/Sauerstoff sein, die Modernisierung unsere stärkste Droge. Da wir nicht verantwortlich sind, müssen wir unverantwortlich werden.“ (12)

oder

ob mit Entwicklungskatalysatoren, wie sie Manuel Castells nach seiner umfassenden Analyse des Informationszeitalters fordert: „Die herrschende Tendenz verweist auf den Horizont eines vernetzten a-historischen Ortes der Ströme, die immer weniger Bezug zueinander haben und daher auch immer weniger in der Lage sind, kulturelle Codes miteinander zu teilen. Wenn nicht bewusst und planvoll kulturelle, politische *und physische* (Hervorhebung i.O.) Brücken zwischen (den) beiden Formen des Raumes gebaut werden, könnten wir uns auf einen Weg zu einem Leben in parallelen Universen befinden (...)“. (13)

Ich fordere also eine Baukultur,

- die unsere emotionalen Wurzeln ebenso berücksichtigt, wie unseren Wunsch nach Ablösung und Neuem, die nach einer „Kontinuität in der Baukultur“ ebenso sucht, wie nach einer „Kultur der Wandlung“;

-die nicht nur vollkommen, sondern auch vollständig sein will, also nicht nur selektiv und in sich schlüssig ist, sondern auch sinnlich und manchmal amorph (14). Die somit durch eine urbane Nutzungsmischung die unterschiedlichen Teile der Stadtgesellschaft mit ihren verschiedenartigen räumlich-physischen Bedürfnissen zusammenbringt und zusammenhält, anstatt sie zu separieren;

-die nach sozialer Stabilität, aber auch nach ökonomischer Rationalität sucht und deutlich macht, dass es zwei untrennbar miteinander verbundene Seiten einer Medaille sind;

-die die notwendigen technischen, infrastrukturellen und sonstigen Bauwerke zu gestalterischen Ereignissen macht, bevor sie diese zum Ausgleich für das „Alltagsübel“ mit großem finanziellem Sonderaufwand dazuerfinden muss;

und

- die deutlich macht, dass die Systeme Stadt und Architektur nicht um die ökologische Frage und die ökologische Frage nicht um die Systeme Stadt und Architektur herumkommen; ein Widerspruch, der letztlich nur durch den Aufbau integrierter und regenerativer Systeme und Strukturen in allen baulichen Handlungsfeldern (Städtebau, Baustoffe, technische Ausrüstung, Energiever- und entsorgung usw.) aufgelöst werden kann.

Literatur

(1) Weeber/Weeber/Kähler, Baukultur! - Zweiter Bericht zur Baukultur in Deutschland, Hamburg 2005, S.77

(2) Müller/Dröge, Die ausgestellte Stadt, Basel 2005, S.9

(3) Zukin, Städte und die Ökonomie der Symbole, in: Kirchberg/Göschel (Hrsg.), Kultur in der Stadt, Opladen 1998, S.33

(4) Kästner, Als ich ein kleiner Junge war, Hamburg/Zürich 1993, S.53

(5) Lipp, Das Bild der Stadt, in: alpacher architekturgespräche 2004, Innsbruck 2005, S.58

(6) Weeber/Weeber/Kähler, a.a.O., S.94

(7) Prix, Von Coke to Corbusier: Architektur als Markenname, in: alpacher architekturgespräche 2002, Zirl 2003, o.S.

(8) Prix, a.a.O.

(9) Sewing, Bildregie, Basel 2003, S. 6

(10) Müller/Dröge, a.a.O., S.157ff

(11) Sewing, Architektur und Gesellschaft. Soziologische Anmerkungen zu einem Kommunikationsproblem (1996), in: Bildregie, a.a.O., S.128

(12) Koolhaas, Stadtkultur an der Jahrtausendwende, in: Kursbuch Stadt, Stuttgart 1999, S.12

(13) Castells, Das Informationszeitalter I - Die Netzwerkgesellschaft, Opladen 2001, S.484

(14) Fingerhuth, Die Gestalt der postmodernen Stadt, Zürich 1997, S.86